

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Sechster Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Bettinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6. fl. E. W. — Man pränumerirt im Kommissionärsamt zu Ofen, in J. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Paquita.

(Eine Erinnerung aus den Pyrenäen.)

Kennt Ihr das Thal Aran, wo die Garonne entspringt und das sich mehrere Stunden weit hinter Saint Beatz zwischen den höchsten Gipfeln der Pyrenäen hinzieht? Es war hier an einem Septembertage 182. . sehr warm, und ich empfand es; denn ich reisete an diesem Tage mit einem Freunde zu Fuße durch jenes Thal. Die Hitze war unerträglich. Die Schlangen wälzten und rollten sich auf den glühenden Steinen. Nichts störte die düstere Einsamkeit und Stille des Thales, als einige Dörfer, die wie Ablernerester auf den höchsten Felsen lagen, das leise Rauschen der Garonne, welche wir hörten, ohne sie zu sehen und fünf bis sechs spanische Bauern, welche im Schatten eines Baumes lagen und über uns spotteten, als wir vorübergingen. Wir hatten die kleine Stadt Bez hinter uns, wo sich Mineralwasser befinden und deren Dächer man links vom Wege kaum sieht, und gingen ohne Führer in diesem unwirthlichen Lande weiter. Bleischwere Wolken sanken langsam längs den Höhen herab, Donnerschläge durchbebten die Gebirge, wie fernes Kanonenfeuer und die immer schwüler werdende Luft kündigte das Nahen eines heftigen Sturmes an, als wir Bofosse erreichten, wo wir zu bleiben gedachten.

Dieser Flecken liegt kaum zwei Stunden von der Grenze, steht fortwährend mit St. Beatz und Bagneres de Cuchon in Verbindung,

ist von Katalonien und Aragonien durch hohe schneebedeckte Berge getrennt (denn das Thal, worin er liegt, gehört ganz zu dem französischen Abhange der Pyrenäen), und noch liegt in der spanischen Nationalität etwas so Hartnäckiges und Eigensinniges, daß sich die Tracht, die Sprache, die Sitten, Alles augenblicklich ändert, wenn man den unsichtbaren Punkt überschritten hat, der die beiden Nachbarvölker scheidet. Der Unterschied zeigt sich schon in Bofoste, denn der Ort hat ein fremdartiges Aussehen, das uns sehr auffiel. Es war Mittag. Jedermann hielt Siesta; die engen, unregelmäßigen Straßen waren öde und verlassen, nur einige auf der Schwelle ihrer Thüren halbliegende Frauen kämten ihr langes braunes Haar. Die stillen Häuser mit den kleinen sorgfältig geschlossenen Fenstern hatten das geheimnißvolle Aussehen, welches die Einbildungskraft so reizt. Man fühlt, daß man sich in dem Lande der Ruhe, der Liebe, der Eifersucht, der Siesta, der Serenaden und der Dotchköpfe befindet. Bei dem verzehrenden Feuer, das vom Himmel fiel, hätten wir glauben können, in Andalusien zu sein.

Das Erste, was meinen Blicken auffiel, als ich in den großen Saal des Gasthauses oder der posada, welche man uns gezeigt hatte, trat, war ein großes, schönes, auf der Erde knieendes mit irgend einer wirthschaftlichen Arbeit beschäftigtes Mädchen. Als sie uns hörte, rief sie ihren Vater. Er kam. Wir hatten um Erfrischungen, aber man konnte uns nur mit vortrefflichem spanischen Weine dienen, der noch nach dem Schlauche schmeckte, in welchem er versandt worden war.

Augustin (so hieß unser Wirth) war ein stattlicher Catalonier. In seiner Haltung, in seinem Gange lag der gravitatische Stolz seines Volkes. Er war lang gewachsen und stark gebauet, trug eine Mütze und einen Gürtel von rother Wolle, Weste und Beinkleider von blauem Sammet, weiße Strümpfe, die einen kräftigen Fuß zeigten, und weiße Sandalen, die mit einem blauen verschoffenen Bande eingefaßt waren. Unter seinen langsamen, festen, feierlichen Schritten keltete der Fußboden. Das Ungezwungene seines Benehmens, der gebieterische Ton seiner Stimme, wenn er etwas befahl und besonders das gutmüthige Lächeln, welches auf Augenblicke sein ruhiges Gesicht belebte, alles verkündigte in diesem Manne eine Art in seinem Hause verehrten Patriarchen, ob er gleich noch nicht über das fünfzigste Jahr hinaus zu sein schien. Er blieb vertraulich bei uns stehen und schien uns mit Wohlgefallen zu betrachten, während wir einige Brotsäckchen in seinen Wein tauchten, um unsern Durst zu löschen.

sein.
Augen
figkeit
und d
schreib
in dem
müde,
ten, s
werfen
aufrau
sichts

lichen
Jargon
sen W

der sch
so viel
lich n
te. J
Wirth
in Fra
Ich spr
noch m
mir; d
schwazt
chen vo
Führer

L
mer hä
ten hat
spanisch
französi
rückging
lehren.
ter sei
Töchter
gingen
Franzose
der Cit

Seine Tochter Vaquita konnte ungefähr zwanzig Jahre alt sein. Sie hatte eine stolze, stark entwickelte Gestalt, flammende Augen, langes schwarzes Haar, ein Gesicht von seltener Regelmäßigkeit, einen leicht bronzirten Teint, einen vollen runden Busen und die schönsten Arme, die ich je gesehen, und die sie mit unbeschreiblicher Anmuth bewegte. Sie ging, beschäftigt mit Mancherlei, in dem Saale, wo wir uns befanden, ab und zu. Ich wurde nicht müde, sie zu bewundern; sie mochte im Vorbeigehen einen lebensvollen, schnellen Blick unter den langen Augenlidern hervor auf und werfen, oder den langen hölzernen Tisch abwischen, das Kochgeschirr aufräumen, so zeugte sie uns entweder das schöne Profil ihres Gesichts oder die eben so schönen Umrisse ihres Körpers.

„Nun, ihr jungen Herren!“ fragte Augustin in einem freundlichen Tone und in einer Sprache, die aus der spanischen und dem Jargon der französischen Grenze gemischt war, „wie finden Sie diesen Wein?“

Mein Freund antwortete für mich, denn ich war zu sehr mit der schönen Catalonierin beschäftigt. Ich weiß von der Antwort nur so viel, daß sie so schmeichelhaft war, daß sich unser Wirth zutraulich neben uns setzte und von seiner Tochter ein Glas verlangte. Ich erinnerte mich dabei an jene keine Umstände machende Wirthin, die man nur noch in Spanien findet und die sonst, selbst in Frankreich, den Reisenden ihren eigenen Wein trinken halfen. Ich sprach unserm Wirth aus der Flasche kräftig zu, ja ich that noch mehr. Ich hatte nämlich eine kleine Flasche Brantwein bei mir; davon bot ich ihm an und er nahm. Er ward aufgeräumt, schwazte und lachte mit uns nach Herzenslust, erzählte uns Geschichten von dem Thale und erbot sich, uns seine eigenen Söhne als Führer in den Bergen mitzugeben.

Unterdessen ward es trüber und trüber, die Blitze zuckten immer häufiger am wolkenbeladenen Himmel. In wenigen Augenblicken hatte sich die große Gaststube mit Fremden gefüllt, nämlich mit spanischen, in ihre mäterischen Mäntel gehüllten Landkrämeren, mit französischen Bergbewohnern, welche von Biela nach St. Beat zurückgingen und von dem Gewitter genöthigt worden waren, einzukehren. Jeder Neuankommende bestätigte, der Sturm und das Wetter sei furchtbar. Wir standen auf. Die Wirthin mit ihren beiden Töchtern beeilten sich, alle Gäste schnell zu bedienen; die Spanier gingen in der Stube herum oder drückten Augustin die Hände; die Franzosen schwazten, gestützt auf ihre großen Stühle, mit einander; der Eine und der Andere warf hie und da einen Blick auf die Wol-

ten, welche schwer und langsam sich senkten, wie ein Volk riesiger Vögel.

Das Wetter brach mit furchtbarer Heftigkeit los. Ein Windstoß riß in einem Augenblicke alle Fenster des Hauses auf und der Regen und Hagel überschwemmten die große Gaststube. Die Frauen eilten unter großem Geschrei hinzu, um sie wieder zu schließen, auch uns gelang es, das unsere zuzubringen und unterdessen hatten wir Gelegenheit, das großartige, entsetzliche Schauspiel draußen mit anzusehen.

Nie habe ich etwas Aehnliches gesehen. Der Regen fiel so dicht, daß wir nicht zwanzig Schritte weit sehen konnten und mit solcher Heftigkeit, daß er die Bäume bis auf den Boden bog. Von Zeit zu Zeit drehte ein entsetzlicher Sturm in der Luft, warf den Hagel überall hin und führte abgeknickte, entlaubte Aeste mit sich. Die Garone, welche zu Bosofte nur ein Bergbach ist, brausete bereits, so schnell war sie von der aus den Wolken fallenden Wasserfluth angeschwollen. Der Donner tobte um die Felsengipfel und drang mit fürchterlichem Gebrülle in die Höhlen der Gebirge.

In der mit Fremden gefüllten Stube war es ganz dunkel und diese stumme, seltsam gruppirte, halb von dem Dunkel verhüllte Menge hätte ein des größten Malers würdiges Gemälde geliefert, besonders wenn ein blendender Blitz die starken, gebräunten Gesichter beleuchtete. In dem düstern Schweigen der Männer erscholl die Stimme Paquitas, ihrer Mutter und Schwester, welche zur Jungfrau Maria und zu allen Heiligen beteten. Dieses Angstgebet mischte sich mit dem Pfeifen des Sturmes und des Hagels.

Da erschien ein Priester in dem Wirthshause, der Pfarrer des Ortes. Sein langes Gewand und sein Hut tropften. Er stieß mit seinem Stöcke auf die Dielen und nach einigen Worten, welche wir nicht verstanden, folgte ihm Augustin mit allen Spaniern in eine anklopfende Kammer. Wenige Augenblicke darnach zeigte uns Gläsergellirr und lautes Lachen an, daß der gute Pastor sich mit seinen Beichtkindern über die der Ernte drohende Vernichtung tröstete.

Wir waren nahe bei unserm Fenster geblieben und hatten fortwährend hinausgesehen. Nach und nach ließ die Heftigkeit des Wetters nach, die höchsten Bergspitzen zeigten sich wieder in undeutlichen Umrissen in der Mitte der schwarzen Wolken, welche das Thal einhüllten. Es regnete zwar noch immer, aber nicht so heftig, so daß man hindurch sehen konnte. Mit einemmale ging eine menschliche Gestalt einige Schritte unter uns über den Garten des Wirthshauses und verschwand in dem dichten Nebel. Ich hörte neben mir einen

Zeugner, bei dem ich erbehte, und bemerkte, als ich mich umbrehte, Paquita, welche sich langsam und verstohlen mit einer geheuckelten Gleichgiltigkeit entfernte. Ich lächelte, ohne viel dabei zu denken, sie fand es aber ohne Zweifel sehr ausdrucksvoll; denn sie erröthete über das ganze Gesicht und legte mit einem bittenden Blicke einen Finger auf die Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Südsee.

9. Die alten Götter und die neue Kultur.

Um diesen Zwischenzustand von Kultur und Barbarei recht zu empfinden, folge man den Missionaren in eine der jammervollen Hütten der Insulaner, wo sie in aller Dürftigkeit ihres Naturstandes leben, aber doch Liqueure bereiten, um sie den Matrosen der Handelschiffe zu schenken. Eine kleine Flagge weht vor solcher Schankhütte. Die Sandwichinseln sind einmal bestimmt ein Ruhe- und Stapelplatz der Seefahrer zu sein, der Vortheil und der Glück, welcher Orten der Art anhaftet, wird ihnen auch, wenn christliche Kultur den letzten Sieg davon getragen, bleiben. Schon vor zehn Jahren war der Hafen selten leer und vierundzwanzig europäische Schiffe lagen nicht selten beisammen. Damals fanden übrigens die kühnernen Seefahrer hier noch alle Genüsse in üppiger Fülle und um ein billiges, welche ihnen heut der despotische Eifer der Missionare aufzusuchen erschwert. Zu bemerken ist, daß die Priester und einige Häuptlinge noch lange, wie in andern Ländern, auf die Rückkehr der guten alten Zeiten rechneten, und um deshalb werden noch viele hölzerne und steinerne Gözenbilder verborgen gehalten, und die englischen Sammler finden nicht so reichen Markt, als man glauben konnte. Als ganze Inseln und Staatshaltereien sich dem Christenthume näherten, suchten die dafür eingenommenen Häuptlinge oft durch List sich der Gözenbilder zu bemächtigen. Sie forderten auf, dieselben auf Schiffen zusammen zu bringen, um mit ihnen da und dort hin zu segeln; waren sie aber zusammen, so übergaben sie die todtten Götter den Flammen. Frauen waren auch hier am thätigsten. Die Missionare aber können ihr Entzücken bei diesen Scheiterhaufen nicht bergen. Einmal erklimmen die beiden Reisenden einen ungeheuren Meeresfelsen, so hoch daß die Vegetation längst erstorben. Hier finden sie einen in den Fels gebauenen uralten Göttersaal, dessen Personal in um so höheren Ansehen steht, als es über den

Köpfen aller andern Götter steht, und bis da verschont geblieben. Die beiden frommen Männer machen sich nun das größte Vergnügen daraus, die steinernen Götzen an den Felsenrand zu rollen und ins Meer plumpen zu lassen.

In jeder Beziehung schildern uns beide Gewährsmänner die Sandwichinsulaner als roher wie die Gesellschaftsinsulaner. Sie aßen Thiere und Pflanzen ganz roh und unzubereitet z. B. Krebse, große Fische, wozu freilich eine tüchtige Portion Branntwein sich wohl vertragen mag. Zu einem Mittagessen der Missionare laden sich zwei königliche Gemahlinen Nihoriho's ein, bringen aber selbst ihre Kost mit, große noch lebende Fische, die sie mit Flossen und Schwuppen zerbeißen und verschlingen, nur auf etwas sehen sie, daß nämlich kein Blut herunterfließt. Und dieselben Damen wollen nicht mehr trinken, weil eine Fliege in ihr Getränk gefallen! Noch lange tätowirten sich alle Insulaner, wobei vorzugsweise das Bild der Ziege von ihnen geliebt wurde. Der Boden ist, durch vulkanische Verheerungen zu oft auf's fürchterlichste zerstört, nicht so ergibig wie in den Gesellschaftsinseln, es fehlt an Wasser, bei jedem Regen setzt man Krüge unter die Bäume, um das von den Blättern Abträufelnde zu fangen, und die Bäche der Gebirge leitet man in kleinen Kanälen über die Kartoffelfelder, um ihnen Feuchtigkeit zu geben. Und doch ist die Ueppigkeit der Natur so groß, daß der Weinstock dreimal im Jahre tragen kann.

10. Menschenopfer.

Entsetzlich zu hören ist es, welche Opfer der Aberglauben noch vor wenigen Jahren hier gefordert. Unter des König Samehamea Regierung wurden sehr viele Individuen dem auf allen diesen Inseln abgötterisch verehrten Heißisch zum Opfer vorgeworfen. Man fing, wenn man meinte, daß der Heißisch der Fütterung bedürfe, in Schlingen und Netzen, wen der Zufall dahinein führte, und Männer, Weiber und Kinder wurden in Stücke gehauen den Meerungethümen vorgeworfen. Damit glaubte man die Gunst der Unholde zu irgend einem Seeunternehmen zu erkaufen. — Ein Häuptling war bekannt wegen seiner Grausamkeit. Wenn ihn die Laune plagte, pflegte er in einem Bote mit wenigen Getreuen die Küste zu umschiffen. An Stellen wo er Menschen vermuthete, fing er ein klägliches Geschrei an wie von Ertrinkenden. Die ihm zu Hilfe eilenden ergriff er als gute Beute, und hing sie als Opfer im Haine des von ihm speziell verehrten Gottes auf. Wir mögen den willig glaubenden Missionairen nicht alles

glauben, sie lassen sich gewiß gern jede Anekdote aufbinden, welche dazu dient zu beweisen, wie schrecklich es ehemals gewesen und wie viel besser es geworden, seit die Leute Christen wurden, aber ein entsetzlicher Fonds davon bleibt immer. Demselben Samehamea wurden 1804, als er mit 8000 Mann seiner Krieger zu einer großen Expedition bereit stand, durch das gelbe Fieber zweidrittel seines Heeres weggerafft. Während der Pestilenz besuchte der König den berühmten Gözen-Tempel zu Wytiti, um dort die erzürnte Gottheit zu versöhnen. Die Priester empfahlen ein Tabu von zehn Tagen, und das Opfer von drei Menschen und 400 Schweinen. Alsobald wurden drei Unglückliche ergriffen, ihnen die Augen ausgerissen, ein Glied um das andere zerbrochen, und so erwarteten sie am dritten Opfertage den letzten Gnadenstoß. Während diese jämmerlich zerstückelten Geschöpfe in der äußersten Qual körperlicher Leiden sich befanden, wurden sie von einigen Neugierigen in ihrem Gefängnisse besucht, und wie erstaunt waren diese nicht, als sie die Glenden lustig und unbesorgt ihr Kriegeslied singen hörten, und sie mit der äußersten Gleichgültigkeit dem martervollsten Tode entgegen ziehen sahen. Am Schlachttag wurden sie dem grausamen Gözenbilde unter die Beine gestellt, und so lange mit Keulen auf die Schultern geschlagen, bis sie unter den Streichen todt niedersanken. Auf diese Weise übte der wildeste Kanibalismus seine blutige Herrschaft Jahrhunderte lang auf diesen Inseln aus. War eine Schlacht geliefert worden, so wurden alsobald nach derselben große Feuer angezündet, die Leichname der Erschlagenen über den Flammen leicht gebraten, und jetzt fielen die Sieger, den Geiern ähnlich, über dieselben her, und verzehrten, gleich einer süßen Lotzspeise, das Fleisch, während sie noch an den Beinen der Erschlagenen ihre rohe Nachsucht übten. — Und dieselben Insulaner, welche Menschenfleisch mit Begierde verzehrten, hegen solche Zärtlichkeit für ihre Hunde und Katzen, besonders für erstere, daß sie dieselben auf Reisen bei gefährlichen Stellen auf den Armen tragen, damit die armen Geschöpfe sich nicht die Füße wund laufen.

Die Regenschirme.

In meiner Jugend war ein Regenschirm in London etwas Seltenes, Außerordentliches; klos einige Stutzer wagten dies Instrument zu entfalten, welches die Männer lange Zeit nicht tragen konnten, ohne Gefahr zu laufen, für Zärtlinge verschrien und für — einen Franzosen gehalten zu werden, die damals in England eben

nicht gut angeschrieben waren. Zuerst schaffte man Regenschirme in den Kaffehäusern an, wo sie für außerordentliche Fälle bereit gehalten wurden, z. B. für einen Platzregen, und ließ sie den Gästen. Aber diese trugen sie selten. Noch im Jahre 1778, erzählt ein gewisser John Macdonald, ein Bedienter, der seine Memoiren herausgegeben hat, er habe ein sehr schönes seidenes Paraplü aus Spanien mitgebracht, sich desselben aber nicht nach seiner Bequemlichkeit bedienen können, weil ihm jedesmal das Volk zugeschrien hätte: „Herr Franzose, warum nehmen Sie keinen Wagen?“ Der Grund lag darin, daß die Fiakers und Chaisenträger, aus Eigennuz, sich mit allen Kräften gegen diese Konkurrenz stemmten. Der angeführte Macdonald sagt ferner: „Damals trug man keine Regenschirme in London; bloß in adeligen und reichen Häusern gab es einen sehr großen, der im Vorhofe hing und bestimmt war, bei Regenwetter die Herren und Damen während ihres Ganges von dem Thore bis an ihren Wagen zu schützen.“ Er widerstand drei Monate lang allen Schmähungen gegen sein Paraplü und endlich beachtete man die Neuerung nicht mehr. Die Fremden fingen an, ebenfalls Regenschirme zu tragen und die Engländer folgten endlich nach. Dieser Bediente war also der erste, der in London einen seidenen Regenschirm trug. Heut zu Tage wäre eine Regenschirmzählung, eine Zählung der Einwohner.

Ball im Redoutensaale.

Wir machen noch einmal auf das bereits angekündigte Ballfest im Redoutensaale, das am Sonntage, den 2. Juni stattfinden wird, aufmerksam. Die Dekorirung des Saales, der Kredenz und des Balkons wird eben so prachtvoll als elegant sein, so wie überhaupt diese Unterhaltung sehr glänzend ausfallend wird. Hr. Fischer spart weder Mühe noch Kosten.

Vestib. Der berühmte Violinspieler Hr. Slavje aus Wien, dessen Ankunft wir bereits meldeten, ist leider hier von einer Krankheit befallen worden und vor der Hand gehindert, Proben seiner Kunst abzulegen.

Bilder-Gallerie. Nr. 3.

Friedrich Wilhelm IV. König von Holland.
(Dessen biographische Skizze nächstens.)

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nr. 11.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.